

Copyright Acknowledgment

Publication Information

Hösle, Vittorio. 2022. "Sprachforschung Als Mittel Der Rekonstruktion Von Werten . Paul Thiemes Linguistische Methodologie Und Implizite Sprachphilosophie". Edited by Renate Söhnen and Frank Köhler. *Präzision Und Phantasie : Paul Thiemes Methodik Und Ihr Einfluss Auf Die Indologie*, 9–38.

This publication is made available in our archive with grateful acknowledgment to the original publisher, who holds the copyright to this work. We extend our sincere appreciation.

The inclusion of this work in our digital archive serves educational and research purposes, supporting the broader academic community's access to the works of Vittorio Hösle.

Terms of Use

Users are reminded that this material remains under copyright protection. Any reproduction, distribution, or commercial use requires explicit permission from the original copyright holder.

We are committed to respecting intellectual property rights and supporting the scholarly publishing ecosystem. If you are the copyright holder and have concerns about this archived material, please contact us immediately.

obj-idealismus-heute.phil2@uni-bamberg.de

Renate Söhnen-Thieme,
Frank Köhler (Hrsg.)

Präzision und Phantasie

Paul Thiemes Methodik und ihr Einfluss auf die Indologie

Shaker Verlag
Düren 2022

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Copyright Shaker Verlag 2022

Alle Rechte, auch das des auszugsweisen Nachdruckes, der auszugsweisen oder vollständigen Wiedergabe, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen und der Übersetzung, vorbehalten.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-8440-8137-4

Shaker Verlag GmbH • Am Langen Graben 15a • 52353 Düren

Telefon: 02421 / 99 0 11 - 0 • Telefax: 02421 / 99 0 11 - 9

Internet: www.shaker.de • E-Mail: info@shaker.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Einleitung	7
Beiträge	
Vittorio Höfle	9
<i>Sprachforschung als Mittel der Rekonstruktion von Werten. Paul Thiemes linguistische Methodologie und implizite Sprachphilosophie</i>	
Mislav Ježić	41
<i>Professor Thieme und Gott Mitra</i>	
Hartmut Scharfe	49
<i>Pāṇini's vyākaraṇam</i>	
Michael Witzel	61
<i>Vedic Accentuation Systems during the Middle Ages</i>	
Rainer Stuhmann	87
<i>Zur Zehnkönigsschlacht im Rigveda</i>	
Werner Knobl	127
<i>Ellipse, Kompromiss und Hypallage Drei seltene Gebrauchsweisen der vedischen Demonstrativpronomina IDÁM, ETÁD, ADÁS</i>	
Catharina Kiehle	159
<i>Sanskrit Texts and Western Hindus</i>	

Vorwort

Der vorliegende Band ist aus dem Symposium „Indology Nowadays - A Winter School on the Legacy of Paul Thieme“ hervorgegangen, das am 21. und 22. 2.2017 in Tübingen stattgefunden hat. Zuvor hatte es schon mehrere Versuche gegeben, eine Veranstaltung zu Ehren von Paul Thieme (1905-2001) zu organisieren, um durch die Präsentation der Forschungen von Thiemes Schülern, sowie weiterer Gelehrte die vielfältigen Anregungen und Einflüsse Paul Thiemes auf die nachfolgenden Forscher-Generationen zu verdeutlichen. Nachdem aus verschiedenen Gründen eine Tagung nicht zustande kam, konnte in den Räumlichkeiten der Universitätsbibliothek Tübingen das Symposium dank der finanziellen Unterstützung seitens des von der DFG im Rahmen der Exzellenzinitiative finanzierten „Zukunftskonzept“ schließlich als „Winterschule“ durchgeführt werden, die von den Herausgebern und von Dr. Elena Mucciarelli organisiert wurde. Bedingt durch die lange Verzögerung konnten leider viele der Schüler Thiemes nicht mehr teilnehmen, wie z. B. Gustav Roth, Friedrich Wilhelm, Hanns-Peter Schmidt und Georg Buddruss. Dennoch gelang es den 14 aus dem In- und Ausland angereisten Forschern mit ihren Vorträgen, einen Eindruck von der Vielfalt und Lebendigkeit, die von dem Werk Paul Thiemes nach wie vor ausgehen, zu vermitteln.

Den Beteiligten lag viel daran, dass die Beiträge auch in Form eines Sammelbandes publiziert werden sollten, leider begegneten den Herausgebern dabei unvorhergesehene Schwierigkeiten. Nachdem trotz mehrfacher Nachfrage der ursprünglich für Satz und Lay-Out Verantwortliche seine Arbeit nicht abgeschlossen hatte, musste jemand anders für diese Tätigkeiten gefunden werden. Weiterhin hat sich auch Dr. Mucciarelli nicht mehr an den editorischen Aufgaben beteiligt. Daher kann dieser Band erst mit erheblicher Verzögerung erscheinen.

Die beiden Herausgeber möchten sich für finanzielle und sonstige Unterstützung bei der Organisation des Symposiums bei der Universität Tübingen, dem Uni-Bund, der Universitätsbibliothek Tübingen, dem Indischen Konsulat München, sowie bei Shyamala Subramanian, Simon Monscher und Fyodor

Vologodskiy und natürlich allen Vortragenden bedanken. Und für das Erscheinen dieses Bandes gebührt der Dank natürlich den Autoren, die über die wechselvolle Zeit hinweg dank ihrer Geduld und Nachsicht den Herausgebern gegenüber diese Publikation erst ermöglicht haben.

Unser besonderer Dank gebührt dabei Herrn Professor Hösle für die Erlaubnis, seinem Beitrag die glückliche Wendung "Präzision und Phantasie" als Titel dieses Bandes zu entnehmen.

Renate Söhnen-Thieme

Frank Köhler

Einleitung

Das Programm des Symposiums bestand aus vierzehn Beiträgen; davon wurden jedoch nicht alle für die Publikation eingereicht, so dass im vorliegenden Band nur sieben versammelt sind (wobei es sich bei einem von ihnen um einen anderen als den 2017 vorgetragenen Beitrag handelt).

Die Titel umfassen ein umfangreiches Spektrum: drei sind der Vedafor- schung gewidmet, eines dem Gebiet der einheimischen indischen Grammatiker, beides Schwerpunkte der Forschungen Paul Thiemes; zwei befassen sich mit Paul Thiemes Methode der Wort- und Begriffsforschung, nämlich verschie- dene Verwendungen eines Begriffs auf eine zugrundeliegende Kernbedeutung zurückzuführen und von dieser her zu entschlüsseln, und einer schließlich mit modernen hinduistischen Strömungen und den zugehörigen Sanskrit-Texten.

Eröffnet wird die Sammlung mit den beiden Beiträgen, die sich eher allge- mein mit Thiemes Methode beschäftigen: Vittorio Hösle, der einzige, dessen Fachgebiet nicht die Indologie ist, untersucht die bei Thieme implizit involvierte Sprachphilosophie, die in Thiemes Ideen zur Textkritik, zur semantischen Analyse, zur Etymologie und zur sprachwissenschaftlichen Erschließung von Werten zum Ausdruck kommen. – Mislav Ježić geht es um eine leicht faßliche Einführung in Thiemes Methode, die hier anhand von ausgewählten Beispielen vorgestellt und erläutert wird. Er ist der einzige hier vertretene „Enkelschüler“ Paul Thiemes, dem er über seinen Lehrer Radoslav Katičić verbunden ist.

Das Gebiet der einheimischen Sanskrit-Grammatik ist vertreten durch den ältesten seiner Schüler, die dem Symposium beiwohnen konnten, Hartmut Scharfe, der die Bedeutung und Übersetzung des Begriffs *vyākaraṇam* (von Thieme mit „Ausformung“ wiedergegeben) diskutiert, mit der im alten Indien die Grammatik bezeichnet wurde, und das dahinterliegende Sprachverständnis anhand verschiedener Belegstellen für die Verwendung des zugrundeliegenden Verbs aufzuspüren sucht,

Der Erforschung und Interpretation des Veda, speziell des Rigveda, sind drei Artikel gewidmet: zunächst die bedeutende Studie von Michael Witzel über die Akzentuierung vedischer Texte, die keineswegs so einheitlich ist, wie die gängi- gen Ausgaben des Rigveda es suggerieren. – Rainer Stuhmann präsentiert eine ausführliche Interpretation des berühmten, vielfach „historisch“ angesehenen

Liedes über die „Zehnkönigsschlacht“ (RV 7.18), wobei er auch Erkenntnisse aus anderen Forschungsgebieten wie Archäologie, Hydrologie, Geologie und Geographie zu Rate zieht, und Werner Knobl unternimmt eine genauere Differenzierung der Funktion(en) der deiktischen Pronomina *idám*, *etád*, *adás*, die er an ausgewählten Beispielen demonstriert.

Catharina Kiehnle schließlich wendet den Blick von Sanskrit-Texten vergangener Zeiten in die Gegenwart zu den Texten, die in den letzten Dekaden entstanden oder kompiliert sind, um in den modernen Strömungen des Hinduismus (auch innerhalb der westlichen Welt) als Basis für rituelle Zeremonien oder private Andachtsübungen verwendet zu werden.

Vittorio Hösle

Sprachforschung als Mittel der Rekonstruktion von Werten. Paul Thiemes linguistische Methodologie und implizite Sprachphilosophie¹

Es gehört zu den bedenklichen Aspekten der Spezialisierung des heutigen Wissenschaftsbetriebes, daß selbst die Regionaldisziplinen der Philosophie sich von den entsprechenden Fachwissenschaften weitgehend abgekoppelt haben – und damit auch umgekehrt diese an jenen weitgehend das Interesse verloren haben. Das war keineswegs immer so: Wilhelm von Humboldt etwa war erstrangig als Sprachphilosoph wie als Linguist. Doch viele der heutigen Sprachphilosophen interessieren sich kaum für die historische Linguistik (manche, fürchte ich, beherrschen ausschließlich das Englische); und heutige historische Linguisten ignorieren oft die komplexen philosophischen Fragen zur Natur von Bedeutungen oder zum Verhältnis von Denken und Sprache. Walter Porzigs “Das Wunder der Sprache” von 1950 ist auch deswegen so häufig wiederaufgelegt worden, weil es technische historisch-linguistische Kompetenzen mit einer umfassenden Vision des Phänomens Sprache in einer Weise verbindet, die heute nur noch schwer zu finden ist.

Allerdings hat jeder bedeutende Linguist zumindest eine implizite Sprachphilosophie, die seine Tätigkeit leitet. Einige werden es freilich dabei nicht bewenden lassen, sondern ihre grundlegenden Annahmen explizieren, anders als der Sprachphilosoph zwar selten in umfassender Form, aber doch in gehaltvollen *obiter dicta*. Im Idealfall kann es, wenn diese zahlreich und gewichtig sind, einem Interpreten, der sie sammelt und ordnet, durchaus gelingen, nicht nur eine komplexe zugrunde liegende Sprachauffassung zu rekonstruieren, sondern daraus sogar Einsichten für die spezifisch sprachphilosophische Diskussion zu

¹ Ich danke meinem Freunde Dr. Wilhelm Pfaffel für seine kritische Lektüre, die diesen Text verbesserte.

gewinnen. Dies, scheint mir, trifft auf den großen Indogermanisten, Indologen und Iranisten Paul Thieme zu, für dessen außerordentliche internationale Anerkennung die Tatsache spricht, daß er der erste deutsche Kyoto-Preisträger war (von bisher nur drei). Ziel meines Aufsatzes ist es, unter Berücksichtigung der einschlägigen Stellen seines Werkes² seine Konzeption von Sprache bzw. seine Wissenschaftstheorie der Linguistik zu erhellen, sie mit klassischen sprachphilosophischen und hermeneutischen Positionen in Verbindung zu bringen, sie in einigen Punkten zu kritisieren, aber auch anzudeuten, warum sie eine Hilfe bei der Lösung eines Schlüsselproblems der Hermeneutik sein kann. Die Hermeneutik ist gleichsam die komplementäre Disziplin der Sprachphilosophie, so wie die Erkenntnistheorie die der Ontologie. Denn sie befasst sich mit dem Verstehen von Äußerungen des mentalen Lebens anderer Subjekte, unter denen sprachliche Äußerungen eine besonders wichtige Stellung einnehmen. Herausgefordert wird die Hermeneutik durch folgende skeptische Überlegung Donald Davidsons: Verstehen der Bedeutung sprachlicher Äußerungen sei nur möglich, wenn ich wisse, welche mentalen Akte mit ihnen korreliert seien. Zu diesen aber könne ich nur gelangen, wenn ich die Bedeutungen schon verstanden hätte.³ Nun spricht natürlich gegen den radikalen hermeneutischen Skeptizismus die einfache Tatsache, daß der Skeptiker zu uns redet und damit unweigerlich präsupponiert, daß wir ihn verstehen können – warum sollte er sich sonst die

2 Ich konzentriere mich auf folgende Monographien: *Der Fremdling im Rigveda. Eine Studie über die Bedeutung der Worte ari, arya, aryanan und ārya*, Leipzig 1938 (zitiert als: FR); *Untersuchungen zur Wortkunde und Auslegung des Rigveda*, Halle 1949 (zitiert als: UWAR); *Studien zur indogermanischen Wortkunde und Religionsgeschichte*, Berlin 1952 (zitiert als: SIWR); *Mitra and Aryanan*, New Haven 1958 (zitiert als: MA), auf die große Abhandlung “Das indische Theater” von 1966 (zitiert als: IT) sowie auf die einschlägigen Aufsätze in: *Kleine Schriften*, Wiesbaden 1984 (zitiert als: KS) und *Kleine Schriften II*, Stuttgart 1995 (zitiert als: KS II). Gelegentlich werde ich auch auf Äußerungen in Seminaren und Gesprächen zurückgreifen. Ich studierte Indologie im Nebenfach bis zur Promotion in Tübingen, belegte zahlreiche Vorlesungen und Seminare bei Paul Thieme, bei dem ich auch das Rigorosum ablegte, und besuchte ihn auch nach meiner Promotion während der Arbeit an meiner philosophischen Habilitationsschrift im Semester jede Woche, um mit ihm Texte auf Sanskrit, Pali und Awestisch zu lesen. Neben den Textinterpretationen spielten sprachphilosophische Fragen in unseren Unterredungen eine wichtige Rolle. Auch wenn ich Philosoph und nicht Indologe wurde, haben die Ideen Thiemes meine philosophische Arbeit außerordentlich geprägt; ich nenne besonders meine Hermeneutik (2018).

3 “If all we have to go on is the fact of honest utterance, we cannot infer the belief without knowing the meaning, and have no chance of inferring the meaning without the belief” (“Belief and the Basis of Meaning”, jetzt in: 1984; 142). “Interpretation” im philosophischen Diskurs umfaßt auch Übersetzung, die man von Interpretation im engeren Sinne unterscheiden kann.

Mühe machen? Konkret zeigt Davidson, daß Verstehen durch das “principle of charity” in Gang kommt – die transzendental notwendige Unterstellung, daß die Mehrzahl der zu verstehenden Äußerungen einer Sprache wahr ist und der Sprecher kohärent denkt. “Charity is forced on us; whether we like it or not, if we want to understand others, we must count them right in most matters.” (197)

Der objektive Schwierigkeitsgrad des Verstehens von Sprachen ist offenbar gestaffelt. Am leichtesten ist es, eine Sprache zu erlernen, wenn wir mit Sprechern der betreffenden Sprache direkt kommunizieren können und diese uns ausdrücklich beim Spracherwerb helfen, z.B. unsere Fehler korrigieren und unsere Fragen beantworten. Schwieriger wird das Erlernen einer Sprache, wenn wir nur schweigende Beobachter sprachlicher Interaktionen sind, sei es eines Gesprächs, sei es etwa eines Briefwechsels. Immerhin können wir hier aktuelle Verstehensleistungen verfolgen – und zwar der Gesprächs- oder Briefpartner –, die unser eigenes Verstehen beflügeln mögen. Am schwierigsten ist es, in selbständige Texte einzudringen, von denen wir zumindest nicht wissen, auf welche uns bekannten Texte sie reagieren. Während die Skepsis im ersten Fall mehr gespielt als ernsthaft ist, sind die Schwierigkeiten beim Verstehen alter Sprachen jedermann bekannt, der sich mit ihnen befasst. Selbst bei einer Sprache wie dem Vedischen, das durch eine lange Interpretationstradition mit einer Sprache verbunden ist, die noch heute von einigen wenigen gesprochen wird, sind die Übersetzungsschwierigkeiten notorisch – und nicht minder schwierig scheint es, eine Methodologie zu bieten, die deutlich macht, warum ein Übersetzungsvorschlag einem anderen überlegen ist. Denn darauf kommt es an, wenn eine Übersetzung auf das Prädikat “wissenschaftlich” Anspruch erhebt – das bloß zufällige Treffen der Wahrheit hilft wenig, wenn es nicht auch als solches einsichtig begründbar ist. Wie schon Platon im “Theaitetos” gezeigt hat, kann nur *begründete* wahre Meinung “Wissen” heißen.

Immerhin geben uns unsere bisherigen Überlegungen einen Anhaltspunkt, wie wir bei der Eruierung einer solchen Methode verfahren müssen. Auch wenn der schwierigste Fall des Verstehens dann vorliegt, wenn wir weder selber von dem Autor des Interpretandums verstanden werden noch konkrete Verstehensprozesse *in actu* verfolgen, können wir doch folgendes voraussetzen: Es gehört zum Begriff einer realen Sprache, daß sie von verschiedenen Personen verstanden wird oder worden ist. Eine Sprache, die das nicht leistet, mag vielleicht von einem einzelnen konzipiert werden (es ist hier nicht der Ort, das Thema der Möglichkeit einer Privatsprache zu verfolgen), aber sie würde ihn nicht überleben. Je länger eine

Sprache dauert, desto mehr muß sie Eigenschaften aufweisen, die ihre Erlernbarkeit garantieren; Verstehbarkeit muß in ihr gleichsam geronnen sein.⁴ Das hat wichtige Konsequenzen für den Aufbau einer Sprache, der einst Prozesse des Verstehens ermöglicht haben muß, die zwar keine hinreichende, aber doch eine notwendige Voraussetzung des Verstehens durch einen späteren Philologen sind. Thieme leitet in der Tat von dieser Voraussetzung der Verständlichkeit seine semantischen Grundüberzeugungen ab.

Trotz der großen wissenschaftlichen Spannweite des Werkes Thiemes, der auch mit den neuuropäischen Literaturen erstaunlich vertraut war, ist offenkundig, daß die Klärung der eigentlichen Bedeutung und, sofern möglich, der Etymologie eines Wortes sein Herzensanliegen war. Thiemes Leidenschaft war die Lexikologie, zumal des Vedischen und des Awestischen, aber auch späterer Stufen des Indischen und Iranischen und in geringerem Maße, aber in stets erhellender Form auch des Altgriechischen und Lateinischen (einmal sogar des Altslawischen).⁵ Gleichzeitig war ihm die Lexikologie nicht Selbstzweck – sie erlaubte ihm, entscheidende geistige Gehalte einer Kultur, insbesondere deren Werte, mit jener Präzision zu erschließen, die unabdingbar zur Wissenschaftlichkeit gehört. Und sie lag seinen vorzüglichen Übersetzungen zugrunde, die teils in seinen Monographien und Aufsätzen erscheinen, teils separat publiziert wurden.⁶ Auch wenn viele seiner leitenden Prinzipien teilweise schon im 19. Jahrhundert erarbeitet worden waren und er selber besonders viel der Schulung durch Wilhelm Schulze und Heinrich Lüders verdankte, bei denen er 1925/26 in Berlin studierte, zeigt eine Synopse seiner sprachphilosophischen und philologischen Prinzipien die partielle Originalität, innere Kohärenz und Schlüssigkeit seiner Methode. Thieme selber war sich dessen klar bewußt, daß seine Methodenreflexion derjenigen anderer Philologen und Linguisten überlegen war. In seiner Auseinandersetzung mit Paul Hacker betont Thieme, was ihn mit seinem

-
- 4 Das Argument basiert auf dem Gedanken der natürlichen Selektion Darwins, den als erster wohl August Schleicher auf die Sprachwissenschaft angewandt hat (1863, 31 ff.). So wichtig aus methodologischen Gründen Schleichers Annäherung der Sprachwissenschaft an die exakten Naturwissenschaften war (der Junggrammatiker August Leskien war sein Schüler), so sehr ist zu bemängeln, daß Schleicher das spezifisch Geisteswissenschaftliche an der Linguistik – das Erfassen intentionaler Akte anderer Subjekte – in dieser Schrift gar nicht in den Blick bekommt.
- 5 (1972), KS II 1211 zu *čblověky* als “deutlich sprechend”. Thieme verweist auf Chāndogya Upaniṣad 1.2, aber Aristoteles, Politik 1253a9-15 mit der Unterscheidung von φωνή und λόγος sowie μέρ-ου wären auch zu nennen.
- 6 Ich nenne die beiden Ausgaben für Reclams Universalbibliothek: Gedichte aus dem Rig-Veda, Stuttgart 1964; Upanischaden. Ausgewählte Stücke, Stuttgart 1966.

Gegner verbinde und beide (bzw. Karl Hoffmann) von so großen Vedologen wie Hermann Oldenberg, Lüders und Karl Friedrich Geldner (bzw. von Linguisten wie Jacob Wackernagel und Albert Debrunner) unterscheide, sei die Tatsache, daß letztere reine Pragmatiker waren, “die nicht nach dem Wie und Warum fragten”.⁷ Thieme wollte mehr sein. Und er war es.

Ich werde im folgenden in vier Schritten vorgehen – zuerst Thiemes Ideen zur Textkritik (I), dann zur semantischen Analyse (II), darauf zur Etymologie (III) und schließlich zum sprachwissenschaftlichen Erschließen von Werten (IV) darlegen. Mein Schwerpunkt liegt auf dem philosophisch besonders fordernden zweiten Punkt, der Ausgangspunkt einer wichtigen methodologischen Kontroverse der deutschen Indologie wurde.

I.

Der Frage, wie ein Wort zu verstehen sei, vorgelagert ist die Frage, ob der Text, den wir haben, wirklich das vom Autor Gesagte bzw. Geschriebene oder eine Abweichung davon darstellt.⁸ Thieme vertrat in seinen Vorlesungen hinsichtlich des ihm wichtigsten Texts, der *Rigvedasamhitā*, die Auffassung, der Text, obgleich oder besser: gerade weil zumindest ein Jahrtausend nur mündlich überliefert, sei zuverlässiger übermittelt worden als etwa die griechischen Klassiker (was die Existenz von Varianten nicht ausschließt); dafür habe teils die religiöse Sanktionierung des Auswendiglernens, teils das Gedächtnisstraining und der grammatische Sinn der Inder gesorgt.⁹ Konjekturen im Veda, um mit angeblichen Verderbnissen fertigzuwerden, lehnt er daher meist ab, etwa die Veränderung von *apó* zu *ápo* in RV I 64.1: “Grundsätzlich für unrichtig halte ich es, Naheliegendes durch Textänderung (wohlfeile ‘Verbesserung’ von *apás* zu *ápas*) oder die Annahme eines Solezismus (‘hybrider’ Gebrauch von

7 Stand und Aufgabe der Rigveda-Philologie (1977), KS II 1215-1223, 1221.

8 Schon Wilhelm Gesenius schreibt: “Auch mit der *Kritik*, der Wortkritik sowohl, als der sogenannten höheren, kommt der Lexicograph häufig in Berührung...” (1928, XLII).

9 Ähnlich zu Pāṇini (Mißverständener Pāṇini (1983), KS II 1202-1210, 1208 und 1210).

apás n. an Stelle von *apás* n. ‘Werk’) sich zu verschaffen.”¹⁰ Analog stimmt er hinsichtlich des Awesta Ilya Gershevitch¹¹ zu “that it is wise to refrain from emending a text that is grammatically unimpeachable solely for the reason that it appears to say something that we do not like.”¹² Allerdings ist eine Emendation nach Thieme dann zulässig, wenn der Text erstens grammatikalisch nicht korrekt sein kann und wenn sich zweitens eine Erklärung des Lapsus des Schreibers anbietet, z.B. mechanisch durch Wiederholung eines vorausgehenden Wortes (KS 387 zu Vers 3 des Mihr-Yasht, wo er *dadāiti* zu *daḍaiti* emendiert) oder semantisch als fehlgeleitete Konjektur für ein altertümliches, aber nicht mehr verstandenes Wort bzw. als Anpassung an eine neuere Sitte.¹³ Natürlich stellt sich hier für einen Philosophen die Frage, woher wir eigentlich wissen, was das grammatikalisch Korrekte ist. Sind wir dazu nicht auf die erhaltenen Manuskripte angewiesen? Die Antwort kann nur lauten, daß wir die Manuskripte mit den verschiedenen Formen je nach Quantität und Qualität gewichten müssen und daß wir zweitens notwendig voraussetzen, daß eine Grammatik einheitlich gilt und einer gewissen Logik folgt, etwa bestimmte Analogien befolgt.¹⁴ (Man beachte, daß diese Voraussetzung einen anderen epistemischen Status hat als die empirische Untersuchung der Manuskripte.) Aber selbst wenn wir zu dem Ergebnis kommen, daß im Text einer Handschrift ein Grammatikfehler vorliegt (bzw. ein Sach- oder Denkfehler¹⁵), könnte er nicht trotzdem auf den Autor zurückgehen? Auszuschließen ist das nicht *a priori* (KS II 883, Fn. 36), aber es ist psychologisch wahrscheinlicher, daß Fehler auf Rechnung weniger begabter Menschen erfolgen. Im Falle von Sprachwandel ist ferner damit zu rechnen, daß auch bei gleicher Begabung oft

10 Drei rigvedische Tierbezeichnungen (nodhás, śundhyú-, admasád-) (1965), KS 214-226, 216 (vgl. UWAR 46, Fn. 2). Siehe auch, zu RV X 108, Agastya und Lopamudrā (1963), KS 202-212, 204, Fn. 7. sowie UWAR 18 und 50.

11 1959, 25.

12 Remarks on the Avestan Hymn to Mithra (1960), KS 386-395, 388.

13 ‘Jungfrauengatte’. Sanskrit *kaumārah patiḥ* - Homer. Κουρίδιος πόσις – Lat. *maritus* (1963), KS 426-513, 431 zu *kaumārāt* statt richtigem *kaumārān* in Mahābhārata. 1.113.5 bzw. 439 zu Hiranyakeśi Gṛhyasūtra 1.19.2: “Die Änderung stellt die Harmonie mit der später entschieden begünstigten Auffassung ... her.” Umgekehrt hat ein alter Kommentar “den Wert mindestens einer sehr guten Hs.”, wenn der Kommentator den Text oft mißverstanden hat – denn das zeigt, daß er ihn nicht nach Belieben geändert hat (Über einige persische Wörter im Sanskrit (1937), KS 278-336, 319 zu Vīrarāghavas Kommentar zu Bhavabhūti Mahāvīracarita).

14 Klassisch bleibt zu diesen Fragen A.E.Housman (1922).

15 Eine Konjektur, die den Autor von einem elementaren naturkundlichen Fehler befreit, bietet Thieme in: Kranich und Reiher im Sanskrit (1975), KS II 855-888, 863.

unbewußte Angleichungen an spätere Sprachformen erfolgen. Anders freilich liegt der Fall, wenn der “Fehler” einer bestimmten künstlerischen Absicht dient – dann handelt es sich gerade nicht um einen Fehler, und er muß dem Autor zugesprochen werden.¹⁶

Thiemes Schwerpunkt war die Textkritik nicht; doch bei seiner Edition von Kauṣītaki Upaniṣad I 3-5 greift Thieme aufgrund einer kritischeren Bewertung der Überlieferung durchaus in den Text ein. Seine Konjektur *sāmṛājyam* in I 3 rechtfertigt er damit, sie stehe dem überlieferten Schriftbild nahe und das Wort sei ungeläufig, “so daß die Verderbnis durch unwissende Schreiber leicht zu erklären ist”; hingegen sei statt des in I 5 überlieferten *pādenaivāgra* nicht einfach das naheliegende *pādāgreṇaiva* zu konjizieren: Denn “wie sollte ein solch einfacher Ausdruck ... derart verderbt werden?”¹⁷ Thiemes Entdeckung von Interpolationen (“Das zeigt die in solchen Fällen sicherste Führerin, die Grammatik” KS 96) und seine Hypothese dreier unterschiedlicher Verfasser in den vom ihm edierten Abschnitten der Kauṣītaki Upaniṣad basieren auf der “Voraussetzung ... : daß nämlich der Autor kein faselnder Wirrkopf und kein literarischer Stümper war. Mit anderen Worten: Die Widersprüche und Unstimmigkeiten, wie sie hier mit Leichtigkeit aufzudecken sind, lassen sich nicht erklären aus der Inkonsequenz und Fahrlässigkeit eines einzelnen Kopfes.” (KS 98)¹⁸ Dieses Prinzip ist nicht ein Resultat der Textanalyse – es ist vielmehr deren Voraussetzung. Aber muß nicht Thieme anerkennen, daß der spätere Redaktor sich Widersprüche habe zuschulden kommen lassen? Gewiß; aber diese Annahme sei leichter zu erklären, weil der alte Text nicht geändert werden durfte: “Mit der Beibehaltung des alten, heili-

16 Vgl. Thiemes brillante Erklärung einiger metrischer und grammatischer Unregelmäßigkeiten des Rigveda als Ausdrucksmittel in: “Sprachmalerei” (1972), KS II 994-1011, seinem bedeutendsten poetologischen Text. RV VII 88.3d ist ein Palindrom, nicht nur was die Silbenlängen betrifft, wie Thieme hervorhebt (1000 f.), sondern auch, was die Silbenzahl der einzelnen Wörter betrifft (eine, zwei, fünf, zwei, eine) – es wird ein Sich-Auf-und-Ab-Schaukeln gleichsam vorgeführt. – An bewußten Verletzungen metrischer Regel zur Veranschaulichung dessen, wovon die Rede ist, kann man auch anführen etwa Horaz, *Ars poetica* 87, 263 und 377 – Verse ohne Zäsur in der Mitte, die allesamt über schlechte Dichter sind – und Pope, *An Essay on Criticism* 357. – Thiemes Begriff habe ich (2020) ausdifferenziert.

17 Der Weg durch den Himmel nach der Kaushitaki-Upanishad (1951/52), KS 82-99, 85 f. und 87. Ähnlich FR 78, SIWR 37, Fn. 3. Atharva-Veda 5.23.4 (1974), KS II 819-824, 822, Fn. 2 sieht sich Thieme jedoch zu einer Konjektur gezwungen, auch wenn er die Verderbnis nicht zu erklären vermag.

18 Thieme erkennt gelegentlich an, Unsinn vor sich zu haben – aber doch nur als Substitut für eine sinnvolle Konzeption (FR 128). Vgl. UWAR 62: “daß das erstere das natürlichere, folgerichtiger und somit das urtümliche ist”.

gen Wortlauts, dessen Inhalt man hinnahm, ohne ihn allzu genau anzuschauen, befriedigte man sein religiöses Gewissen, mit der Hinzufügung des Neuen trug man der veränderten Erkenntnis und den veränderten Bedürfnissen Rechnung.“ Thiemes Prinzip ist, “nichts Unverständliches übrig” zu lassen (KS 97) – bzw., so sollte man im Sinne Davidsons korrekter sagen, eine Interpretation vorzuziehen, die das Unverständliche minimiert und eine kausale Erklärung des gelegentlichen Hervorbringens von Unverständlichem ermöglicht. Dies gilt sowohl für die Textkritik als auch die sogenannte höhere Kritik.¹⁹

II.

Eben dieses Vertrauen in die grundsätzliche Interpretierbarkeit des Rigveda beseelt auch die Arbeit des Lexikologen Thieme. Entscheidend ist für ihn einerseits die *Allgemeinheit* hermeneutischer Prinzipien. In seiner methodologisch zentralen Rezension des zweiten Bandes von Lüders’ “Varuṇa” wendet sich Thieme scharf gegen die Auffassung, “die Methode der RV- oder Avesta-Interpretation könne, oder müsse gar, eine andere sein als die jeder anderen Interpretation.”²⁰ Jeder mit der Geschichte der Hermeneutik Vertraute erinnert sich an den ersten Satz von Schleiermachers Einleitung zur “Hermeneutik”: “Die Hermeneutik ... existirt noch nicht *allgemein*, sondern nur mehrere *spezielle Hermeneutiken*.”²¹ War der Satz damals gegen die Präntentionen der theologischen Hermeneutik gerichtet, die Schleiermacher vollständig den Standards philologischer Interpretation unterwarf, so wehrt sich Thieme im Namen der Wissenschaft gegen Sonderregeln für die Interpretation der Texte einer besonderen Kultur. Dieses Beharren auf der Allgemeinheit des interpretierenden Verfahrens wird begleitet von dem Gedanken, die Interpretation eines

19 Ein ähnliches Verfahren der Quellenanalyse findet sich SIWR 47 hinsichtlich der *contradictio in adiecto*, die Thieme nicht in einem längeren Text, sondern im Begriff des ἀσφοδελός λειμών findet. Der Widerspruch fällt freilich nur demjenigen auf, der mit der botanischen Eigentümlichkeit des Ästigen Affodills vertraut ist, in Wäldern, Macchien und Garrigues zu wachsen – also gerade nicht auf Wiesen. Auch mit Bezug auf Bräuche schreibt Thieme, sie müßten verständlich sein, zumindest wenn sie weitverbreitet sind (SIWR 18 f., Fn. 2 mit Bezug auf das Haaropfer).

20 (1964), KS 777-788, 780.

21 Friedrich Schleiermacher (1838), 7.

einzelnen Wortes müsse sich *allgemein* bewähren.²² In den “Untersuchungen” beschreibt Thieme sein Verfahren der Festlegung der Bedeutung eines rigvedischen Wortes so: In einem ersten Schritt werde die Bedeutung gefunden, in einem zweiten das Gefundene geprüft und erhärtet. Man denkt an die alte Unterscheidung zwischen Topik und Kritik bzw. an diejenige der modernen Wissenschaftstheorie zwischen Aufstellung einer Hypothese und deren Validierung (die im Falle einer universalen Hypothese meist nur im Ausbleiben einer Falsifikation bestehen kann). Thieme ist sich dessen bewußt, daß es beim ersten Schritt keine Methode gibt, die zum Erfolg führen muß. Er empfiehlt zwar, das vorläufig Unbekannte durch Vergleich mit dem sicher Bekannten zu erhellen,²³ doch er weiß, daß Glück und Instinkt (d.h. wohl: nach uns unbekanntem Gesetzen ablaufendes Training des ratiomorphen Apparates) eine Rolle spielen – wie auch, so möchte ich ergänzen, beim Finden eines mathematischen Beweises, das sich nie erzwingen läßt.²⁴ Doch die Überprüfung eines Beweises ist jedem entsprechend Ausgebildeten möglich. Die Überprüfung einer semantischen Hypothese erfolgt (und kann auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben), wenn sich die vermutete Wortbedeutung “allenthalben einsetzen läßt, wenn wir nicht gezwungen sind, abgeleitete oder Nebenbedeutungen aufzustellen, die nur noch durch ein schwaches logisches Band, im schlimmsten Fall: überhaupt nicht mehr, mit dem vermuteten Ansatz verknüpft werden können.” (UWAR 8)²⁵ Besonders absurd ist es, wenn einem Wort sogar

22 Vgl. die Rezension des ersten Bandes von Lüders’ schon genanntem Werk (1951), KS 642-653, 647, Fn. 3 und die Rezension zu Hanns-Peter Schmidt, Vedisch vratā und awestisch urvātā (1959), KS 770-777, 770. Sie endet mit den Worten: “In hoc signo vinces.” – Thieme ist sich der Tatsache bewußt, daß “allenthalben” relativ zum erhaltenen Textcorpus ist. Vgl. Brāhman (1952), KS 100-138, 136, und KS 394. (Daraus würde ich schließen, daß die Validierung der semantischen Hypothese mit der Zahl der überprüften Belege zunimmt – in 99% von 100 Stellen bewährt ist besser als in 100% von drei Stellen.) KS 652 betont Thieme freilich, als Komposita könnten auch *Hapax legomena* verständlich sein. (Das gilt selbstredend auch, wenn sie ausdrücklich definiert werden.) – Anderer Art sind die Schwierigkeiten bei der Klärung der ursprünglichen Bedeutung von (noch so oft benutzten) Eigennamen, da “sich ihr appellativer Sinn exegetisch nicht verifizieren läßt”: Der Name des Zarathustra (1981), KS II 1154-1157, 1155.

23 KS 782. Ein positives und ein negatives Beispiel dafür finden sich FR 95 und 123. Man denkt an die fünfte und die neunte von Descartes’ “Regulae ad directionem ingenii”.

24 Thieme teilt mit, daß die Darlegung seiner Argumente für die konkrete “Bedeutungssicherung” seiner Wörter nicht dem Weg entspricht, auf dem er zu seinen Vorschlägen gekommen ist (UWAR 10) – context of discovery und context of justification sind in allen Wissenschaften wohl zu unterscheiden.

25 Vgl. Ein iranisches Kulturlehnwort in der vedischen Prosa? (1938), KS 337-342, 338: “Wer wird nun wirklich glauben, daß *barsau nahyati* einmal heißt “er bindet die Enden”, ein anderes Mal

entgegengesetzte Bedeutungen zugeschrieben werden. “Es ist unmöglich, daß ein Wort bald ‘Freund’, bald ‘Feind’ heißt. Eine klare Gegebenheit ist es aber, daß *ari* bald den Freund, bald den Feind bezeichnet. Unsere Aufgabe ist es, einen Begriff zu finden, der in sich selbst eine solche Zwiespältigkeit trägt, daß die unter ihn fallende Person bald als Freund, bald als Feind betrachtet werden kann.” (FR 8; vgl. 72 und MA 74) Bekanntlich ist “Fremdling” der Begriff, der dies leistet.

Thieme weiß natürlich um die Existenz von Homonymen (FR 65), woraus sich ergibt, daß die Überspitzung seines Prinzips zu einer Fehlerquelle werden kann (UWAR 9, Fn. 1).²⁶ In einem frühen Aufsatz betont er, “auch der Etymologe sollte nicht vergessen, daß die Tatsachen auf getrennte Begriffe anschaulichen Inhalts führen, für welche ein gemeinsamer Nenner nur in einer abstrakten ‘Grundbedeutung’ gefunden werden kann, die in keiner Sprache wirklich vorliegt, sondern lediglich auf Vermutung beruht.”²⁷ Dennoch sind wirkliche Homonyme nach Thieme Ausnahmen (vgl. FR 61 f., Fn. 1, UWAR 14); und bei den normalen Polysemen ist es für ihn entscheidend, den Übergang von der Hauptbedeutung in die Nebenbedeutungen plausibel zu machen.²⁸ Nur wenn das überall gelinge, könnten wir darauf vertrauen, die Bedeutung eines Wortes erfaßt zu haben. Thieme hat sich nicht darum bemüht, Homonyme und Polyseme voneinander abzugrenzen, was bekanntlich schwierig ist – soweit ich sehe, gebraucht er den Terminus “Polysem” nie (SIWR 32 spricht er von “Homonymen”, wo man heute von “Polysemen” spräche). Vermutlich würde er, falls er die Abgrenzung für legitim hielte, ein sprachgeschichtliches Kriterium anführen (also: Homonyme sind äußerlich gleich lautende Wörter, die verschiedenen Ursprung haben, aber durch diachrone lautliche Prozesse eine gleiche phonematische Form erhalten haben²⁹); aber Paul Hacker hat recht, daß sich das aktuelle Sprachbewußtsein nur selten von der Sprachgeschichte leiten läßt.³⁰ Wenige Deutsche sind sich dessen deutlich bewußt, daß “Bank” ein Polysem, wenige Engländer, daß “tap” ein Homonym ist. Und dennoch scheint mir, daß Thiemes Prinzip im großen und

“er bindet Knoten”?)”

26 Anderer Art ist das Problem, daß wir im Sanskrit manchmal aufgrund des Sandhi nicht wissen, welches Wort eigentlich vorliegt – etwa *arya* oder *ārya* (FR 89 f.).

27 Drei altindische Wurzeln mit Tiefstufe mĀ (1939), KS 1-6, 6. Ähnlich SIWR 10.

28 Selbst eine Polysemie kann ausgeschlossen werden, wenn sie zu unliebsamen Mißverständnissen führen könnte: KS 480.

29 Vgl. UWAR 54, Fn. 3.

30 (1965), 307.

ganzen notwendig ist. Denn wären Homonyme nicht selten und hätte bei der Einführung einer Nebenbedeutung sich diese nicht plausibel aus der ursprünglichen Bedeutung ergeben, könnten wir nicht in eine fremde Sprache eindringen: “Wir dürfen sicher sein: in der hier vorausgesetzten Weise springt die Sprache nicht mit ihren Wörtern um. Wenn sie es täte, wäre alle Mühe, eine unbekannte Wortbedeutung methodisch zu ermitteln, vergebens. ... Man bleibt damit vielmehr gänzlich in der Sphäre subjektiven Meinens.”³¹ Ja, so möchte ich ergänzen, wir könnten nicht davon ausgehen, daß diese Sprache seinerzeit verstanden worden wäre. Wiederum erweist sich diese Annahme als Voraussetzung des Vertrauens in die Möglichkeit unseres eigenen Verständnisses.

Thieme hat seine Theorie in die Terminologie von Sinn und Bedeutung gekleidet und sich dabei auf Ferdinand de Saussures berühmte Unterscheidung von *langue* und *parole* gestützt. Zwar denkt ein moderner Philosoph, wenn er von Sinn und Bedeutung hört, meist an Gottlob Freges bekannte Abhandlung von 1892, doch hat Thiemes Begrifflichkeit nichts mit Freges Gegensatz zwischen Intension und Extension zu tun (“Abendstern” und “Morgenstern” haben in Freges Terminologie die gleiche Bedeutung, weil sie auf denselben Gegenstand referieren, aber einen unterschiedlichen Sinn).³² Thiemes Begriffe sind beide intensionaler, d.h. sprachimmanenter Natur. “Unter ‘Bedeutung’ verstehe ich den mehr oder weniger unscharfen Begriff, mit dem das Wort sozusagen *in abstracto* verbunden ist... Er ist gegeben durch den Zusammenhang, in dem es innerhalb des sprachlichen Systems (*langue*) steht... Im Gegensatz zum Sinn, der kompliziert ist, weil etwas Individuelles ... ist die Bedeutung einfach, denn sie gehört der Allgemeinheit, sie stellt einen Durchschnittswert dar.”³³ Welcher

31 Die Wurzel vat (1954), KS 139-149, 140.

32 Der Fregeschen Unterscheidung von Sinn und Bedeutung entspricht bei Thieme diejenige zwischen Bedeutung (bzw. Heißen, FR 8) und Bezeichnung: Siehe KS 112, 122, 138, UWAR 31. Um Bezeichnung, also eine Festlegung des Referenten, geht es Thieme hinsichtlich RV I 124.4 in: KS 214-226. Die Bedeutung von *suhāstyā-* (216 f.) und *admasād* (224 f.) ist ja nicht strittig; unklar ist, wer damit gemeint ist (nach Thieme der Elefant und die Fliege). Anders verwendet er “bezeichnen” SIWR 32, Fn. 1 im Gegensatz zu “benennen”, das er auf die Substantivierung von Adjektiven bezieht. – In Thiemes Terminologie könnte man bei *koka* von einer Verdrängung der ursprünglichen Bedeutung durch das von ihr Bezeichnete reden, da das Wort im klassischen Sanskrit vier sehr unterschiedliche Tiere bedeutet. Thieme geht zu Recht davon aus, daß dies nur möglich ist, weil das Wort einst eine diesen Tieren gemeinsame Eigenschaft bedeutete (KS II 819), und führt es auf eine Wurzel *kruk/kruc zurück.

33 KS 100. Ähnlich KS 779 f. Indische Wörter und Sitten, KS 343-370, 362 unterscheidet Thieme zwischen “Sonderverwendungen” und “ursprünglicher Bedeutung”, UWAR 64 spricht er von “Begriffszentrum”. Gelungen ist der Terminus “Bedeutungsoberton” (KS 294).

Sinn jeweils gemeint ist, ergibt sich aus dem Zusammenhang und der Situation – was die wichtige Konsequenz hat, daß uns eine Sinnschattierung leicht entgeht, “wenn uns die Bedeutung eines in der Nähe stehenden, für die Auffassung des Ganzen wichtigen Stichwortes nicht ganz oder überhaupt nicht klar ist.” (UWAR 45, Fn. 2). Zudem ist es durchaus möglich, daß jemand absichtlich zweideutig mit einem Doppelsinn spielt.³⁴ Auch Bedeutungen könnten sich ändern, doch seien sie verglichen mit dem Sinn stabil. Als Grundbedeutung gilt Thieme dabei die etymologische Bedeutung.³⁵ Ein Philosoph, der Husserls erste “Logische Untersuchung” verinnerlicht hat, wird zwar präzisieren, daß nicht Bedeutungen sich ändern (das ist ihnen als idealen Einheiten verschlossen),³⁶ sondern nur das Bedeuten, also die Beziehung zwischen Lautzeichen und Bedeutung³⁷ – aber das mag kompatibel sein mit dem, was Thieme meint. Verstehen ist nur möglich, sofern wir uns im selben Lautzeichen auf dieselbe Bedeutung beziehen. Allerdings gibt es unendlich viele mögliche Bedeutungen, und sozialer, technischer und geistiger Wandel erzeugen die Notwendigkeit stets neuen Bezugs auf bisher nicht in den Blick genommene Bedeutungen, so daß es nicht wundern kann, daß neben der Bildung neuer Lautzeichen alte Lautzeichen dazu verwendet werden, sich auf bisher unberücksichtigte Bedeutungen zu beziehen. (Nach jener Definition von “Wort”, die nicht auf die Lautfolge, sondern auf die Beziehung von Lautfolge und Bedeutung abhebt, entsteht damit ein neues Wort.) Diese Erweiterung kann aber nur dann verständlich sein, wenn der Übergang von der einen Bedeutung zur anderen plausibel ist – wobei Plausibilität sich nach den Kriterien der Kultur richtet, zu der die Sprache gehört.³⁸ Ohne Zweifel reduziert der Lexikologe, dem es gelingt, aus einem ursprünglichen Bedeuten weiteres

34 UWAR 21, 22 f., 46, 49, Fn. 2, KS 126. Anderer Art ist der Doppelsinn, wenn eine literarische Figur etwas als einsinnig Intendiertes sagt, sie aber zugleich, ohne es zu wissen, etwas äußert, was im Sinne des Dichters ist (KS 320).

35 Die Grundbedeutung im genannten Sinne ist keineswegs immer identisch mit der Durchschnittsbedeutung im R̥gveda. *Naś* bzw. *nas* bedeutet im Indischen bzw. Iranischen “zunichte werden”, im R̥gveda jedoch meist “entweichen”. Das sei stilistisch bedingt: “wenn der Dichter das ‘Entweichen’ des Dunkels ... meint, greift er nach einem starken Ausdruck.” (SIWR 11, Fn. 3)

36 Daß Bedeutungen nichts Wirkliches sein können, ergibt sich zwingend draus, daß wir über Nicht-Existentes, ja sogar Unmögliches reden können.

37 Die indischen Grammatiker lehrten bekanntlich die Ewigkeit der Verbindung von Wort und Sinn (siehe das erste *vārttika* des Kātyāyana zu Pāṇini). Sie übertrieben in die eine Richtung: in die andere übertreibt die historistische Leugnung der Idealität von Bedeutungen.

38 In einigen Fällen sei klar, daß “ein semasiologisches Verlegenheitsprodukt unwahrscheinlichster Art” vorliege (KS 368).

Bedeutung abzuleiten, Komplexität – er macht es nicht nur uns leichter, die mannigfachen Bedeutungsnuancen eines Wortes zu erlernen, sondern erklärt auch, wieso dies den Muttersprachlern unschwer gelingen konnte.³⁹ Thiemes Analyse sowohl der ursprünglichen Bedeutung von *bráhma*n im Rgveda (“Formung”, “Formulierung”) als auch des Bedeutungswandels des Wortes bleibt eine Meisterleistung semasiologischer Forschung. Ab einem bestimmten Zeitpunkt gehört die innovative Leistung, die zunächst in der *parole* erfolgt, freilich zur *langue* selber, in der es dann zumindest eine Zeit lang Polyseme gibt.

Thiemes optimistische Auffassung, man müsse die angenommene Bedeutung eines Wortes allenthalben durchhalten, ist verbunden mit der translationswissenschaftlichen These, man solle dieses Wort in der eigenen Muttersprache möglichst mit demselben Terminus wiedergeben. Hierin ist er von Abel Bergaigne⁴⁰ beeinflusst, und er wendet sich gegen Hermann Grassmanns und Geldners Übersetzungsstil (MA 26, KS II 1217). Allerdings ergibt sich seine zweite These nicht aus der ersten – wenigstens solange man nicht davon ausgeht, daß der der eigenen Muttersprache eigentümliche Zugriff auf Bedeutungen alle anderen Zugänge umfaßt. Dies erkannt zu haben scheint mir die wichtigste Leistung von Hackers schon erwähntem Aufsatz von 1965, auf den Thieme in seiner Rede auf dem Erlanger Orientalistentag von 1977 antwortete – wie mir scheint, nicht erschöpfend. Gewiß finden sich bei Hacker Aussagen, die die Möglichkeit des Verstehens einer fremden Kultur untergraben können, so wenn er schreibt: “Sehr oft ist das für uns Denkbare nicht das, was für die Sprachgemeinschaft, der das untersuchte Wort angehört, denkbar ist.” (298) Denn wenn man dies umkehrt (und Hacker suggeriert die Umkehrbarkeit interkultureller Beziehungen: 303), würde dies bedeuten, daß wir fremde Kulturen gar nicht erfassen können. Der Satz, das für eine andere Kultur Denkbare sei für uns gar nicht denkbar, wäre aber performativ widersprüchlich, denn ich müßte ja die andere Kultur verstanden haben, bevor ich autoritativ erklären könnte, sie funktioniere nach einer anderen Logik. Thieme hat zu Recht den Kulturrelativismus als tödlich für den Wahrheitsanspruch der Geisteswissenschaften (sowie vermutlich auch aus ethischen Gründen) abgelehnt.⁴¹ Aber so recht Thieme auch in dieser Sachfrage

39 “Significationes verborum non sunt multiplicandae praeter necessitatem” ist ein leitendes Prinzip Thiemes. Vgl. SIWR 70: “epitheta ornantia non sunt multiplicanda.”

40 “J’essaie d’abord si par hazard je ne pourrais pas me contenter du sens unique ...” (1884; III)

41 KS II 1221 vermutet Thieme Leo Weisgerber und Wilhelm von Humboldt im Hintergrund von Hackers Auffassung. Ob Weisgerber wirklich Humboldt fortsetzt, wage ich freilich zu bezweifeln.

hat, so kann man doch Hacker wohlwollender interpretieren. Denn er betont, die Unübersetzbarkeit eines Begriffs bedeute “nicht, daß er der wissenschaftlichen Untersuchung und Beschreibung unzugänglich wäre.” (305)⁴² Menschliche Sprache, so muß man ergänzen, ist kein geistiger Käfig, sondern erweitert sich ständig; sie reagiert auf neue begriffliche Differenzierungen, meist mit Umschreibungen, gelegentlich mit der Schöpfung neuer Wörter. Hacker bestreitet weder die Bedeutung von Lüders’ Erhellung des vedischen Wortes *ṛtá* noch die Einheit von dessen Begriffsinhalt (299, 308), doch er schreibt: “Die Frage, was der Inhalt eines fremden problematischen Wortes sei, muß getrennt werden von der Frage nach der passenden Übersetzung in einem bestimmten Kontext.” (301) Denn man müsse mit der Möglichkeit rechnen, “daß etwas der fremden Konzeption genau Entsprechendes in der Übersetzungssprache fehlt, und dann sind Methoden der philologischen Begriffsforschung erfordert.” (296; vgl. 303)

Ich denke, hier hat Hacker recht, und dies Zugeständnis gefährdet keineswegs die Wissenschaftlichkeit der Übersetzung. Man denke nur an die Farbnamen. Das elektromagnetische Spektrum ist kontinuierlich, und wie man innerhalb seiner die Grenzen zieht, variiert von Sprache zu Sprache – auch wenn jede Sprache nur eine begrenzte Anzahl von Farbwörtern hat und keine Sprache im Spektrum getrennte Farben mit einem einzigen Namen bezeichnet, wenn sie einen Namen für dazwischenliegende hat. Die Wortfeldforschung, die die beiden Kontrahenten ignorieren, hat zu Recht gezeigt, daß die Bedeutung eines einzelnen Wortes, das, was es abdeckt, davon abhängt, welche andere sinnverwandte Wörter in der Sprache existieren.⁴³ Das Griechische hat ein Wort für das Spektrum zwischen gelb und hellgrün (*χλωρός*), das auf Honig wie junge Pflanzen angewendet wird – das kann man im Deutschen durchaus klar feststellen, aber das bedeutet nicht, daß wir bei einer Übersetzung ins Deutsche beide entweder als grün oder als gelb bezeichnen sollten, weil die Griechen dasselbe Wort verwenden. (Man könnte zwar

In Gesprächen wies Thieme besonders die Sprachphilosophie des späten Wittgenstein zurück, da sie die Verstehbarkeit fremder Sprachen aufhebe.

42 Insofern übertreibt Thieme, wenn er Jan Gonda vorwirft, eine Konsequenz seiner These “wäre, daß man überhaupt nicht mehr übersetzen und in der eigenen Sprache über Gedanken reden könnte, die in einer andern geäußert sind.” (KS 780) Das zweite folgt aus dem ersten nicht, und was das erste betrifft, würde Gonda vielleicht nur behaupten, daß eine wörtliche Übersetzung manchmal mißverständlicher ist als eine freie.

43 Vgl. F. von Kutschera (1993), 201 ff. in Anschluß an Jost Trier. Thieme selber verweist auf die Wichtigkeit des Worts für den gegensätzliche Begriff, um die Bedeutung eines Wortes zu erschließen (KS 783).

den Ausdruck “einen Farbton zwischen gelb und hellgrün habend” verwenden, aber um eine Verdeutschung würde es sich dann schwerlich handeln.) Nun sind Farbenprädikate relativ trivial. Aber Hacker behauptet zu Recht, daß auch bei grundlegenden philosophischen oder religiösen Begriffen die Wortfelder in den Einzelsprachen unterschiedlich sind⁴⁴ und daß das Bewußtsein davon fruchtbar ist: Es “klärt das Fremde, und zugleich fördert es das Unabhängigwerden des Philologen vom Weltbild seiner Muttersprache.” (306) Neben dem relativ einfachen Fall, daß in einer Sprache Wörter für die Unterarten eines in einer anderen Sprache einheitlich bezeichneten Begriffs existieren, nicht aber für den Allgemeinbegriff (*Kunst* und *Handwerk* im heutigen Deutschen für griechisch τέχνη bzw. lateinisch *ars*), gibt es wesentlich komplexere Verhältnisse, weil eine Sprache ein einzelnes Wort haben kann für Begriffe, die nach der Einteilung in der vorherrschenden Begriffspyramide anderer Kulturen weit auseinanderliegen.

Am besten versteht man Thiemes Theorie der Übersetzung in dem Kontext, in dem sie entwickelt wurde – dem der Überprüfung einer semantischen Hypothese. Da ist es in der Tat sinnvoll, ein Wort immer mit demselben äquivalenten Ausdruck zu übertragen – wobei dieser Ausdruck keineswegs aus einem einzigen Wort bestehen muß, sondern noch viel komplizierter sein mag als “einen Farbton zwischen gelb und hellgrün habend”.⁴⁵ Im Falle von *rtá* könnte es sich etwa empfehlen, den im Deutschen primär epistemischen Begriff der Wahrheit (wahr sind für uns besonders Erkenntnisse und Theorien) mit ontologischen und ethischen Valenzen anzureichern, die der vedische Begriff aufgrund eines anderen Wortfeldes und der Etymologie eher hat als das heutige deutsche Wort. “Entzifferungsübersetzungen” sind jedoch nicht die einzig legitimen Übersetzungen. Neben ihnen und den von Thieme unterschiedenen “Nachdichtungen” (KS II 1220), bei denen der Skopos der Übertragung die Erzielung einer formal-ästhetischen Äquivalenz ist, gibt es Übersetzungen, die unter Ausnutzung der in der Zielsprache bestehenden Wortfelder eine elegante Fassung des im Ausgangstext ausgedrückten Gedankens erlauben.⁴⁶ Derartige Übersetzungen sind oft sinnvoll,

44 Thieme erkennt dies an UWAR 57 f.

45 Das weiß Thieme natürlich (vgl. UWAR 31, 48).

46 Zwar stimme ich Thiemes These zu, eine Übersetzung solle nicht die Schwierigkeiten und Härten des Originals vertuschen (KS 82), aber manche Härten einer wörtlichen Übersetzung finden sich – aufgrund anderer Wortfelder – im Original selbst nicht. Zweifelsohne richtig ist die These, ein Übersetzer sei vom Interpreten zu unterscheiden (Ādeśa (1968), KS 259-267, 264) – er darf z.B. das nicht explizieren, was der Autor bewußt implizit gelassen hat. Bei der Analyse

wenn auch sicher nicht das beste Instrument, eine semantische Hypothese zu testen. Doch wenn dies gelungen ist, darf philologische Begriffsforschung im Sinne Hackers einsetzen – ich würde sogar sagen: Sie soll es. Aber sie kommt in Gang am besten, wenn beim Versuch eines wörtlichen Übersetzens unser Sprachgefühl widerstrebt – zumeist ein Anzeichen der Existenz unterschiedlicher Wortfelder in den beiden Sprachen.

Nicht nur will Thieme Bedeutungsvielfalt bei demselben Lautzeichen zu reduzieren suchen; er geht davon aus, daß verschiedene Lautzeichen in der Regel auch verschiedene Bedeutungen haben. “Ich gehe ... von der Voraussetzung aus, daß die rigvedischen Dichter ihre Wörter allenthalben in einem sehr bestimmten Sinne meinen.” (KS 110)⁴⁷ Gerade bei Dichtern ist eine solche Annahme sicher plausibel. Die Vermeidung von Synonymen ist in einer Sprache allerdings nie so wichtig wie die Vermeidung von Homonymen; denn während diese das Verstehen, den Hauptzweck der Sprache, gefährden können, sind Synonyme nur ein Luxus, den sich eine entwickeltere Kultur durchaus leisten kann. Ein aparteres Wort zu verwenden, auch wenn ein anderes mit der gleichen Bedeutung schon existiert, ist eine Weise sich auszuzeichnen, die besonders dann naheliegt, wenn eine Kultur dem Einfluß einer anderen, als überlegen empfundenen ausgesetzt ist – die angelsächsische der normannischen, die koreanische der chinesischen.⁴⁸ Doch trifft ein solcher Einfluß auf das Vedische nicht zu, denn die dravidische Hochkultur haben die Arier nicht als überlegen empfunden.⁴⁹ Dennoch betont Thieme, um mit dem Einwand fertigzuwerden, *ṛtá* könne nicht “Wahrheit” bedeuten, da dafür schon *satyá* zur Verfügung stehe: “Es ist auf jeden Fall genau so schwierig für den praktischen Philologen, wie es für den theoretischen Linguisten leicht ist

des Rätsels RV I 164.20-22 geht es nicht um eigentliche Verständnis- (UWAR 57), sondern um Interpretationsprobleme.

- 47 Im späteren Sanskrit erkennt Thieme allerdings eine Verwischung von Bedeutungsnuancen an (KS II 1010) – was zu einer Vermehrung von Synonyma führt.
- 48 Immerhin kann man dann sagen, daß bei gleicher Denotation unterschiedliche Konnotationen vorliegen, so daß es sich nicht wirklich um Synonyme handelt. Thieme scheint derlei zu meinen, sofern er von “Synonyma ... wenn auch mit besonderer Färbung” redet (FR 88). Natürlich gibt es auch den umgekehrten Fall, daß unterschiedliche Wörter zu Synonymen werden, weil das ursprüngliche Bewußtsein von den Bedeutungsunterschieden verkümmert. Analoges gilt von Morphemen – man denke nur an die dramatische Reduktion der Tempusfunktionen im späteren Sanskrit verglichen mit dem Vedischen, bei nur geringem Abbau der Morphologie.
- 49 Zwar haben sie Wörter von ihnen entlehnt (vgl. UWAR 63 zu *pippala*), aber selbst spezifisch indische Tiere mit Mitteln der eigenen Sprache benannt (KS II 874).

zu versichern, daß es ‘wirkliche Synonyma’ nicht geben kann.” (KS 788)⁵⁰ In seiner konkreten Arbeit bemüht sich Thieme allerdings um möglichst scharfe Abgrenzung von Bedeutungen unterschiedlicher Lautzeichen. Ich nenne hier nur seinen “Exkurs: ‘Pfad’ und ‘Straße’” in FR 110-117 zu *pánthā* und *ádhvan* (vgl. besonders 114). Doch erkennt Thieme an, daß eine genaue Entsprechung von Bedeutungen und Wortformen oft erst das Resultat einer langen Arbeit an der Sprache ist (SIWR 34).

Ein weiteres wichtiges Prinzip Thiemes bei der semantischen Hypothesenbildung möchte ich “das Prinzip der Anschaulichkeit” nennen (das in Giambattista Vicos Sprachphilosophie vorgeformt ist). “Nicht nur der Wortforscher, auch der Grammatiker tut gut daran, wenn er nicht nur abstrahierend analysiert – ein so notwendiges Geschäft das auch ist -, sondern sich auch bemüht, sich anschauliche Vorstellungen zu machen.”⁵¹ Man kann dieses Prinzip für alte Sprachen ebenso wie für den individuellen Spracherwerb damit begründen, daß die geteilte Welt die anschaulich gegebene, also die physische ist; denn auf die Welt des Mentalen und erst recht diejenige der logischen Gebilde oder von Phantasiegestalten kann ich nicht direkt verweisen. Ein Greifen können wir alle zusammen beobachten; die Erfahrung des Begreifens ist jedoch direkt nur der Introspektion zugänglich, und ich kann sie dem anderen nur deutlich machen, indem ich einen physischen Vorgang einleuchtend auf den geistigen Akt übertrage. Bei aller Anerkennung für Schmidts Buch kritisiert Thieme sein Verfahren, mit den Gelübden der *Ādityās* zu beginnen, da diese nicht unmittelbar beobachtbar seien. “In following the simpler arrangement, Schmidt might have brought out in bolder relief the prima facie justification for his experimental question.” (KS 772) Schmidt habe zu Unrecht die von ihm angenommene Bedeutung “zuerst im vedischen ‘Nebel’ gesucht..., statt zunächst auf diejenigen Zusammenhänge einzugehen, in denen von den *vrata*-s der Menschen die Rede ist.” (KS II 1218)⁵² Besonders der vedische *ṛṣi* – “ein Kunstdichter von hohen Graden” (UWAR 46) – liebe charakteristisch anschauliche Bilder. Oldenberg wird etwa vorgeworfen, bei allem Fortschritt über Maurice Bloomfield und Geldner hinaus, den konkreten anschaulichen Gehalt von *vidátha* nicht erfaßt zu haben. “Die ‘Taste der leben-

50 Ich verstehe allerdings nicht, warum Thieme die Abgrenzung des deutschen “Unwahrheit” von “Lüge” für so schwierig erklärt. Lüge ist vorsätzliche Unwahrheit.

51 Radices postnominales (1985), KS II 1046-1053, 1047.

52 Ähnlich wird Richard Pischel kritisiert, der bei der Suche nach der Bedeutung von *vayúna* von den Stellen ausgegangen sei, wo von Agni die Rede ist (UWAR 20).

digen Vorstellungsklaviatur' wird gewissermaßen nur nach ihrem Ort definiert, ihre Klangsphäre wird abgetastet, sie selbst aber nicht wirklich angeschlagen." (UWAR 36)

III.

Um die Bedeutung eines Wortes zu eruieren ist die Analyse aller Stellen, an denen es vorkommt, nur das eine Verfahren. Das zweite Verfahren ist dasjenige der Etymologie. Im Prinzip könnten Exegese und Etymologie (synchrone und diachrone Sprachforschung) unabhängig voneinander erfolgreich betrieben werden, und die eine Methode werfe nicht notwendig Licht auf die andere. Doch seien wir "häufig darauf angewiesen, Etymologie und Exegese sich gegenseitig ergänzen und helfen zu lassen." (KS 101; vgl. 490). Denn im Falle mancher Wörter gilt: "Nur das Verständnis ihrer vorgeschichtlichen Vergangenheit erschließt ihre geschichtliche Eigenart." (SIWR 16) Auch wenn Thieme seinen Kritikern von einer "rabies etymologica" befallen schien (II 1051), hat er stets betont, daß die Wortexegese Vorrang habe vor der Etymologie (FR 43 f., KS 134, 215, 261, 344, 1222, SIWR 65. UWAR 64, Fn. 2, MA 21, 60). "When the exegetic investigation of the usage of a word is successfully finished, the etymology will often take care of itself." (KS 776) Einerseits kann sich der Wortgebrauch von einer viel älteren Wortbenutzung lösen; andererseits bleibt die Etymologie oft in höherem Maße strittig als die Exegese (UWAR 26, KS 771). *bráhma*n etwa könne auf den ersten Blick auf sechzehn Wurzeln zurückgehen (KS 108). Abweichend vom üblichen Sprachgebrauch versteht Thieme Etymologie ausschließlich als Teil der Wortbildungslehre, als "in prähistorische Zeit zurückgehende funktionale Analyse eines Wortes".⁵³ Nur wer zeige, aus welchen Bestandteilen ein Wort ursprünglich gebildet wurde, betreibe Etymologie – nicht dagegen, wer Wortgleichungen zwischen Sprachen aufstelle, bei denen die Wörter unanalysiert bleiben (deren Analysierbarkeit könne sogar zum Zweifel am indogermanischen Alter führen, da unabhängige Parallelentwicklungen vorliegen könnten), und auch nicht, wer die Wortgeschichte

⁵³ Etymologie – einst und heute (1980), KS II 1012-1021, 1021.

vom ersten Auftreten des Wortes an studiere (es sei denn, der Ursprung des Wortes werde in ihr deutlich). Denn selbst “mit Homer kommen wir ... nicht an ‘Ursprüngliches’ heran.” (SIWR 61, Fn. 1)⁵⁴

Warum ist Etymologie wichtig? Sie reduziert das *brutum factum* der Willkürlichkeit der Zeichen. Man spricht von relativ beliebigen Zeichen im Unterschied zu völlig beliebigen Zeichen, wenn man Lautzeichen nach bestimmten Bildungsprinzipien aus anderen so formen kann, daß die Bedeutung in einer mehr oder weniger eindeutigen Weise abgewandelt wird. In Anlehnung an Ferdinand de Saussure⁵⁵ kann man sagen, daß mit jeder gelungenen Etymologie eine Sprache weniger lexikologisch und eher grammatikalisch wird – auch wenn ein lexikologisches Element stets bleiben muß. Denken ersetzt Gedächtnis. Und wiederum gilt dies nicht nur für den Sprachwissenschaftler – auch der Sprecher der Sprache wird sie leichter erlernt haben, wenn sich ein Wort aus anderen ergab. Darüber hinaus lehrt die konkrete Wortbildung, welchen Aspekt die Sprecher jener Sprache an einem Objekt besonders kennzeichnend fanden, so daß sie ihn danach benannten. Gelungene Etymologien erlauben uns einen Zugang zu ansonsten verschollenen Weltdeutungen schriftloser Kulturen. In Abwandlung des berühmten Wortes von Giambattista Vico, jede Metapher sei ein kleiner Mythos,⁵⁶ kann man sagen, jedes analysierte Wort sei ein Schlüssel zu einem Weltbild. Allerdings ist zweierlei entscheidend, um die Natur moderner etymologischer Wissenschaft, wie sie sich erst im 19. Jahrhundert entwickelte,⁵⁷ zu begreifen: Etymologien zeigen uns nur, was andere Kulturen für wesentlich an einer Sache *hielten* – keineswegs, wie vormoderne Kulturen (sowie Martin Heidegger) glaubten, was wesentlich *ist*. Und sie tun jenes nur, wenn wir einer strengen Methodik folgen, die der Verführung durch Gleichklang widersteht (KS 331) und einerseits den lautlichen, andererseits den semantischen Wandel erklärt.

54 Vgl. *a fortiori* SIWR 34 und 61 zu Stellen aus Lukian und Sophokles: Was einen Wert für die Sprachgeschichte habe, erhelle keineswegs notwendig den ursprünglichen Sinn. Aber natürlich bleibt es richtig, mit den ältesten Belegen eine Annäherung an den Ursprung zu versuchen (KS 298).

55 (1931), 158 f.

56 *Scienza nuova* von 1744, Abs. 404 in der kanonischen Zählung von Fausto Nicolini.

57 Daraus folgt, daß auch einheimische Kommentare und etymologische Spekulationen ignoriert werden müssen – es handelt sich bestenfalls um Zufallstreffer: KS 106, 306, 391, II 1016 ff., FR 57, UWAR 8, Fn. 1, SIWR 42. Die Unzuverlässigkeit der Kommentare gilt auch bei sitten-geschichtlichen Fragen: KS 448, Fn. 3. Thieme verweist mit Nachdruck auf den Wandel vom vedischen zum späteren Indien (KS 646). Auch rät er zu Vorsicht bei der Benutzung mitteliranischer Data bei der linguistischen Analyse des Avesta (KS 389).

Auch wenn man selten sicher sein kann, daß eine vorgeschlagene Etymologie für immer alternativlos bleiben wird, gibt es etymologische Hypothesen, die man sofort widerlegen kann, weil sie bestimmten linguistischen Fakten widersprechen – und um Wissenschaft handelt es sich nur, wenn man sich aktiv um einen solchen empirischen Test bemüht. Der Unterschied zu den Naturwissenschaften besteht jedoch darin, daß man keine künstlichen Bedingungen für die eigenen Experimente schaffen kann, sondern mit dem sprachlich Erhaltenen vorliebnehmen muß.⁵⁸ Freilich gebietet die Fairness anzuerkennen, daß die Allgemeinheit linguistischer Hypothesen derjenigen von Naturgesetzen untergeordnet ist (auch, aber nicht nur wegen semantischen Einflusses auf die Lautgestalt). Es gibt nur Regeln, nicht Gesetze des Lautwandels – aber zumindest muß man verlangen, für vermutete Abweichungen von einer Regel Parallelen anzuführen. Zu Recht sieht Thieme in der wechselseitigen Stützung von Worterklärungen, in denen z.B. die gleiche Wurzel am Werk aufgezeigt wird oder miteinander zusammenhängende Vorstellungen nachgewiesen werden, einen bestätigenden Faktor (KS 283, II 1053, SIWR 71 f.). Wenig irritierte ihn mehr als der Vorwurf “Es stimmt zu gut” (KS II 1051, Fn. 17).⁵⁹

Thieme war ein so vorzüglicher Etymologe freilich nicht nur, weil er mit den von der Sprachwissenschaft seit 200 Jahren eruierten Lautregeln bestens vertraut war. Denn diese Vertrautheit ist nur notwendige, keineswegs hinreichende Bedingung für Glück bei Etymologien. Die Verbindung von Präzision und Phantasie war vielmehr sein Markenzeichen.⁶⁰ Phantasie besaß er im doppelten Sinne: Erstens konnte er sich Alternativen zu scheinbar auf der Hand liegenden Analysen vorstellen. Ich nenne zwei ingeniöse Beispiele. Nach Lüders’ Nachweis,⁶¹ daß *śi(m)-śumāra* ursprünglich den Schnabeldelphin und nur später im Süden Indiens das Krokodil bezeichnet, entfällt die Etymologie “Kinder tötend” bzw. “wegschleppend”. Thieme gibt jedoch das Begriffselement “Kind” nicht preis

58 Siehe Thiemes Rezension zu Albert Carnoys “Dictionnaire étymologique du proto-indo-européen”, KS 766-769, 766.

59 Was den semantischen Wandel angeht, scheint es weniger klare Regeln für das zu geben, was sinnvollerweise möglich ist, besonders wenn man Zwischenschritte annimmt. Doch siehe KS 297, Fn. 1 und 308, Fn. 2 für plausible Zurückweisungen alternativer Etymologien.

60 Was Thieme an Hermann Güntert preist, “dem Sprachwissenschaft, deutende Religionswissenschaft und ästhetische Würdigung literarischer Kunstwerke eine Einheit waren, der immer versucht hat, der nachschaffenden Phantasie ihr Recht neben kombinatorischem Scharfsinn auch in den Regionen formaler Analyse zu belassen” (KS II 824), galt auch für ihn selber.

61 Von indischen Tieren, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 96 (1942), 23-81, 61 ff.

und faßt das Wort als Kasuskompositum, macht den Einschnitt also nach “m”; im zweiten Teil des Wortes erkennt er die Wurzel *al*, “nähren”. “So mußte ja die Eigenheit des Schnabeldelfins, seine Jungen zu säugen, die ihn in Gegensatz zu allen andern Wassertieren, insbesondere den ihm sonst am ehesten ähnlichen Fischen setzt, als besonders charakteristisch empfunden werden.”⁶² Merkwürdigerweise erwähnt Thieme nicht, daß das griechische Wort *δελφίς/δελφίν* nahezu die gleiche Auffassungsweise zu erkennen gibt – denn der Delphin ist das Wassertier mit der *δελφύς*, dem Uterus, der wie die Milchdrüsen Säugetiere kennzeichnet.⁶³ Das Sanskrit- und das griechische Wort drücken eine bedeutende naturkundliche Erkenntnis aus, die keineswegs so leicht zugänglich ist wie diejenige, die sich hinter dem griechischen Wort *μέλισσα* “Biene” verbirgt, das sich wahrscheinlich durch Haplogenie aus **μελι-λιχ-ια*, “Honigleckerin” entwickelt hat. Auch ein Wort wie lateinisch *vīpera* (durch Haplogenie aus *vīvipara* entstanden) beweist genaue Beobachtungen des Reproduktionsverhaltens dieses Reptils (auch wenn wir heute bei Vipern eher von Ovoviviparie reden). Besonders beachtlich scheint mir, daß selbst bei einem so gefährlichen Tiere wie der Viper sich der Name nicht nach einer für den Menschen relevanten Eigenschaft richtet (so wie die Volksetymologie von *σί(μ)σμάρα*), sondern nach einer für die biologische Systematik höchst erhellenden Eigenschaft. Sprachphilosophisch und hermeneutisch sind derartige Etymologien deswegen wichtig, weil sie zeigen, daß auch schon Wörter, und nicht erst Propositionen, wahrheitsfähig sein können – freilich gewiß nur, weil sie Beobachtungen ausdrücken (“Dieses Wassertier säugt”, “Dieses Reptil ist lebendgebärend”) und nicht einfach eine willkürliche Beziehung zwischen Lautzeichen und Gegenstand herstellen. Wahrheit aber ermöglicht nach Davidson Verstehen. Man begreift hierdurch die alte, etwa aus Platons “Kratylos” vertraute Lehre von der “Richtigkeit” der Namen: *δελφίς* ist zweifelsohne ein ‘richtigerer’ Name als etwa “Walfisch”.

Vielleicht noch brillanter ist Thiemes Etymologie von *κύκλωψ*. Was gibt es da zu erklären? Ist es nicht offenkundig, daß es “Rundauge” bedeutet, wie schon Hesiod behauptet (Theog. 145)? Phonetisch ist die traditionelle Etymologie unanfechtbar. Was an ihr stört, ist das semantische Element – schließlich ist die Einäugigkeit der Zyklopen das Auffallende, und Augen heißen in einer

62 Śiṃśumāra “Schnabeldelfin” (1942), KS 54-56, 55.

63 Lüders (op.cit., 61) verweist auf das bei Lexikographen zu findende Synonym zu *σί(μ)σμάρα* *υσηναῖργα* “von heißer Art”, ebenfalls Ausdruck der Erkenntnis von der Warmblütigkeit des Delphins.

Kultur, die ja keine ostasiatischen Mandelaugen kennt, selber manchmal κύκλοι (Sophokles, OT 1270, Phil. 1354). Eine Tautologie ist aber als Name denkbar ungeeignet. Thieme trennt daher das Wort nach dem ersten Vokal und vermutet ein altes *p̄ku in κυ-, das er z.B. auch in vedisch *śūdrá* (ursprünglich “Vieh-schinder”) wiederentdeckt. Die Bedeutung von κύκλωψ ist dann “Viehdieb” (mit Akzentübertragung aus dem Vokativ). Thieme verweist auf die aus Vergil (Aeneis VIII 185 ff.) vertraute Erzählung von Cacus, dem Rinderdieb.⁶⁴

Aber Thiemes Phantasie besteht nicht nur darin, die Blockade zu überwinden, die wie bei einem Vexierbild uns auf eine von mehreren möglichen Analyse-möglichkeiten festlegt; er erweist Phantasie auch darin, sich die Sichtweise der Sprecher der von ihm untersuchten Sprache zu eigen zu machen. Diese verfahren ja nicht immer so wissenschaftlich wie bei der diskutierten Benennung von Delphinen und Vipern. Warum bedeutet Sanskrit *nāga* sowohl “Elefant” als auch “Schlange”, zwei in der biologischen Systematik weit entfernte Tiere? Nun, weil sie nackte, d.h. haarlose Tiere sind (KS 443). Es handelt sich um eine “Kenning”, wie Thieme leicht irreführend statt “Heiti” schreibt, da *nāga* nicht aus Grund- und Bestimmungswort besteht (KS 513 mit Verweis auf Hesiod fr. 96, V. 91-92 der Ausgabe von Rzach; zum Terminus vgl. UWAR 30).⁶⁵ Die beiden Bände der KS enthalten nur ein Photo – und zwar das einer im Gebirge nicht mehr weiter klettern könnenden Ziege (II 1048), bei dessen Anblick Thieme die Etymologie von αἰ-πύς aufging: “ziegenstoppend”. Gerne zitiert Thieme seinen Lehrer Wilhelm Schulze, eine gelungene Etymologie mache “den wortzeugenden Eindruck wieder lebendig”⁶⁶ (KS 358) – “wieder”, weil der Anschauungswert eines Wortes mit der Zeit oft verblaßt (SIWR 14). Nur weil die Sprache “Kristallisation vergangenen Erlebens und einmaliger Anschauung der Welt” ist,⁶⁷ wird jener Eindruck anderen, ggf. auch nach Jahrtausenden, wieder zugänglich, und wir können nachvollziehen, wie der homo faber, “indem er irrt und umdeutet und in der Umdeutung als erfinderischer und schöpferischer Baumeister wirkt,” durch “sein wichtigstes Instrument, die Sprache” Welt erschließt (KS II 1053).

64 Etymologische Vexierbilder (1951), KS II 57-63, 62 f.

65 Auch in seiner Interpretation von RV I 124.4b zeigt Thieme eine erstaunliche Fähigkeit, sich das vorzustellen, was vorwissenschaftlichen, aber genau beobachtenden Menschen auffallen muß (KS 218). Daß er daneben selber einen sehr präzisen Blick für Naturkundliches hatte, zeigt am eindrucksvollsten “Kranich und Reiher im Sanskrit”. S. auch UWAR 70, Fn. 40.

66 (1934), 117.

67 Beseelung in Sprache, Dichtung und Religion (1960), KS 374-385, 383.

Wörter erscheinen in dieser Perspektive “als kleine Kunstwerke, als knappe, aber treffende Stilisierungen von Beobachtungserlebnissen” (II 878). So sehr Sprache unser Denken in bestimmte Geleise zwingt, so sehr zeigt die Wortschöpfung, wie neue Erlebnisse die Sprache weiterentwickeln – Begriffsbildung und Wortbildung sind in wechselseitiger Abhängigkeit (KS 385).

IV.

Bei aller Leidenschaft und Präzision seiner linguistischen Arbeit war sich Thieme stets dessen bewußt, daß Sprache ein Mittel ist, Inhalte auszudrücken: “Denn alle exegetische Kleinarbeit soll ja nur Vorarbeit sein, die das Material bereit stellt, an dessen Auswertung nicht nur der RV.-Spezialist, auch nicht einmal nur der Indologe interessiert ist und sich beteiligen soll.” (UWAR 73) Die Erschließung der sittlichen Gehalte Indiens war ihm ein besonderes Anliegen, da ohne “den Entschluß zu aufrichtiger und tatkräftiger Humanität ... alle unsere Bemühungen um die ideellen Werte der Wissenschaft ein müßiges Spiel bleiben” (KS 643). Allerdings muß sich eine wissenschaftliche Rekonstruktion der Werte und religiösen Vorstellungen einer Kultur davor hüten, die eigenen Werteinstellungen in die untersuchte Kultur hineinzuprojizieren (FR 124, Fn. 1, KS 463, Fn. 1, 785, Fn. 6). Die Werte einer Kultur kann man explizit in deren theoretischen Traktaten zu moralischen oder religiösen Fragen oder in deren Kunstwerken ausgedrückt finden – mit denen die soziale Praxis selbstredend nicht identifiziert werden kann (KS 447). Doch auch die Sprache ist ein wichtiger Indikator von Werteinstellungen, gerade weil sie das Leben einer Kultur durchdringt und oft im Windschatten der Aufmerksamkeit, aber dafür um so stärker auf das Denken einer Gruppe wirkt. “Das scheint mir das eigentliche Ziel der Wortforschung: nicht individuelle, vereinzelte, sondern die allgemeinen, einer soziologischen Einheit selbstverständlichen Anschauungen finden ihren Niederschlag in der Sprache.” (KS 315) Im Fall der Indogermanistik ist die untersuchte soziologische Einheit eine Herrschicht, deren Auffassungen sprachlich zum Ausdruck gekommen sind (KS 512). Sind die Wörter einer Sprache ein Fenster in deren Kultur – “auch eine grammatische Einzelheit, wie das Genus des entlehnten Wortes, wird zum kulturgeschicht-

lichen Datum” (KS 332) – , müssen sie freilich so interpretiert werden, wie es unserem anderweitig begründeten Wissensstand hinsichtlich der sozialen Wirklichkeit der Kultur entspricht. Geldners Übersetzung wirft Thieme vor, “ritterlich-höfischen Prunk ... hervorzaubern” zu wollen, während sich seine eigenen Übertragungen in ein Land “versetzen, in dem es keine schnellen Verkehrsmittel, keine Gaststätten und Herbergen gibt” (FR 149 f.).

Zumal bei der Rekonstruktion indogermanischer Vorstellungen sind sprachliche Übereinstimmungen das wichtigste Beweismittel. So bestätigt Thieme seine Etymologie von Ἀιδης aus idg. *sm̥wid – “das Sichzusammenfinden [mit den Ahnen]” – “nicht so sehr durch vedische A n s c h a u n g e n ... als vielmehr – durch vedischen S p r a c h g e b r a u c h” (SIWR 45 mit Verweis auf RV VIII 48, 13, X 169, 4, X 14, 4). Umgekehrt weist das Fehlen eines rigvedischen Ausdrucks, “der dem in *νέκ-ταρ* geformten Gedanken entspricht”, also dem der Überschreitung des Todes, auf das “diesseitig gerichtete Trachten der vedischen Dichter” (SIWR 15). In seinem längsten und vielleicht reichsten Aufsatz “‘Jungfrauengatte’ ...” hat Thieme die Bedeutung der Jungfräulichkeit der Braut für ihre Stellung als legitime Ehefrau und die Erbberechtigung ihrer Kinder nicht nur aus der einschlägigen Literatur, sondern auch aus seiner Analyse der Bedeutung des Terminus *kaumārah patih* erschlossen; daß es im homerischen Griechischen und im Lateinischen semantisch analoge Termini gibt, weist auf eine allgemeine indogermanische sittenrechtliche Konzeption. Was an Thiemes Darstellung besticht, ist die von Achtung getragene, aber unsentimentale und die Asymmetrie der Geschlechterbeziehungen deutlich hervorhebende Analyse: Die Auszeichnung einer rechtmäßigen Frau ist dringend zumal bei Polygynie, “aus der die als indogermanisch rekonstruierte Sittenregel hervorwächst” (KS 512). Ähnlich überzeugend ist die Darlegung des Ursprungs der *pūjā* aus dem Empfang des göttlichen Gastes, die durch die etymologische Herleitung des volkssprachlichen Wortes aus der Wurzel *prc* “mischen” (nämlich des dem Gaste angebotenen Tranks) eine weitere Bestätigung erhält (KS 360).

Eines der wichtigsten Anliegen des Religionshistorikers Thieme war die Hervorhebung des sittlichen Gehalts der *Ādityas*. Gegen Bergaigne, Oldenberg und Alfred Hillebrandt hatte schon Antoine Meillet (1907) gezeigt, daß der vedische Mitra nicht die Personifizierung eines natürlichen, sondern eines

sittlichen Phänomens ist (MA 18).⁶⁸ Die gründliche Analyse der Stellen des R̥gveda, die diesen Gott sowie Aryaman nennen, aber auch des Mihr-Yasht und der die arischen Götter anführenden Mitanniverträge macht deutlich, daß trotz der Personifizierung die eigentliche Bedeutung des Appellativs nicht vergessen ist: Mitra ist der Gott Vertrag, Aryaman der Gott Gastfreundschaft, und viele der ihnen zugeschriebenen Akte geben nur Sinn, wenn wir diese Bedeutung nicht vergessen. “For deciding whether a given epithet or function of Mithra’s is primary or secondary . . . , a simple test is available: if the epithet would make sense when qualifying the appellative noun *mīθra* ‘contract, treaty’, the presumption is that it is primary.” (KS 395) Sprachgeschichtlich gibt es den Fall, daß der Personenname eines Gottes wieder zu einem Appellativ wird: ἥλιος ist nach Thieme jünger als Ἡλιος. Aber es ist hoffnungslos, wie Hermann Usener alle Götternamen auf Nomina agentis zurückführen zu wollen, wie Thieme in Anschluß an Herman Lommel (1912) zeigt (KS 383 f.). Thieme polemisiert gegen einen schlichten Evolutionismus, der sich nur *eine* Entwicklungsrichtung vorstellen kann: “Es ist selbstverständlich, daß die Rede, die das Ding oder das Abstraktum in ein persönliches Wesen verwandeln mag, auch ein als persönliche Wesen erlebtes Ding oder Geschehen wieder versachlichen kann.” (KS 383)⁶⁹ Gerade in einer bilderlosen Religion sind die Namen der Götter zentral (KS II 1223). Die Bedeutung des Wertes der Gastfreundschaft in den arischen Wertvorstellungen zeigt sich schließlich am kraftvollsten in der (paradoxe Weise 1938 in Deutschland erstmals verstandenen) Selbstbezeichnung der Arier: “ār(i)ya ‘zu den Gastlichen gehörig, w i r t l i c h’ ergibt einen Begriff, den man sich wohl als Grundlage ethnischer Selbstbezeichnung denken kann.” (FR 145) Thiemes Konzentration auf die Ādityas, die nur einen Teil der vedischen Religion ausmachen, erlaubt ihm, bei aller Anerkennung der außerordentlichen Innovativität Zarathustras, dessen religiöse Revolution doch im Zusammenhang mit der arischen Verehrung der Ādityas zu sehen. “Er übernimmt die Vergöttlichung sozialer Begriffe, aber er ersetzt die alten ‘Vertrag’, ‘Gastlichkeit’ usw. durch einen neuen, tieferen

68 Thieme verdankt Meillets Anregungen viel, so gehen etwa seine Bemühungen um die indoeuropäische Dichtersprache – glanzvoll fortgeführt von Martin West (2007) – auf Meillets bahnbrechende Schrift von 1923 zurück.

69 Diese Kritik ist durchaus kompatibel mit dem Modell einer langfristigen Evolution religiöser Vorstellungen, wie sie, auch dank Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Voraussetzungen der Geisteswissenschaften, Thiemes Schüler E.J. Michael Witzel (2012) entwickelt hat. Denn nicht nur mit Homer, auch mit der rekonstruierten arischen Religion kommen wir an wirklich “Ursprüngliches” nicht heran.

Begriff: es ist die göttliche Weisheit, an deren Segnungen der Mensch teilhaben kann.” Damit habe Zarathustra “die alte *asura*-Religion aus der Sphäre der Magie in die Sphäre der Sittlichkeit hinübergehoben.”⁷⁰ Leider knüpft Thieme diese Bewertung nicht an die berühmte These Rudolf Ottos in “Das Heilige” von der sittlichen Umgestaltung des Numinosen – eben zum Heiligen – im Laufe der Religionsgeschichte und die von Karl Jaspers ausgehenden Diskussionen um die Achsenzeit, in der Zarathustra einen besonderen Ehrenplatz einnimmt. Diese Diskussionen bleiben m.E. sinnvoll, auch wenn man anerkennt, daß die Achsenzeit viel länger dauerte, als Jaspers annahm – wahrscheinlich mehr als ein halbes Jahrtausend (wenn man Zarathustra früh und Buddha spät ansetzt). Doch bleibt es richtig, daß in Iran, Israel, China, Griechenland und Indien eine Moralisierung des Religiösen erfolgte, die mit der früheren Religionsgeschichte der Menschheit einen Bruch darstellt und “böse” Mächte nicht mehr als wahre Götter anerkennen will. Der Beginn dieses Bruchs, der von Platon auf ein abstraktes philosophisches Niveau gehoben wurde, geht sicher auf Zarathustra zurück.

Auffallend ist am Werk Thiemes die Vorliebe für die vedische Religion innerhalb der indischen Geistesgeschichte (was ihn nicht daran hindert, eine Überlegenheit der homerischen gegenüber der vedischen Religion zu vertreten: SIWR 76). Schon im FR führt er die Verkümmerng der Tradition der Gastlichkeit auf das Kastenwesen zurück: “Wer die Berührung eines Niedrigkastigen scheuen muß wie die Pest, kann den Unbekannten nicht ins Haus lassen.” (154)⁷¹ Auch das Absinken der Religion zur Magie in den Brähmaṇas sieht Thieme mit Abneigung (FR 157) – paradoxerweise habe der ursprüngliche Sinn des Opfers als einer Bewirtung der Götter eher in der *pūjā* als im *yajña* überlebt (KS 361). Der Sieg des Brahmanismus zeige sich im Bedeutungswandel von *brahman*: “Die Geschichte des Wortes hat ... nicht nur eine metaphysische und eine literarische, sondern auch eine soziologische Seite. Unter unseren Augen vollzieht sich der Vorgang, daß nicht mehr nur der begnadete Dichter, sondern auch jeder Dichterabkömmling, der den Schatz heiliger Formulierungen, das *brahman*, studiert ..., und schließlich jeder Angehörige der Priesterklasse überhaupt behauptet, das *brahman* zu besitzen, ein *brāhmaṇa* zu sein, und damit Anspruch auf die

70 Vorislamische Religionen Irans (1975), KS II 1119-1131, 1125.

71 Gegen Julius Jolly macht Thieme plausibel, daß besonders rigide sittenrechtliche Vorschriften später sind als liberalere: “Vernunft wird Unsinn’ – das gilt gerade für die Entwicklung der Sitten.” (KS 437) So sei die Kinderheirat aus der vorgeschriebenen Jungfräulichkeit der Braut abzuleiten und nicht umgekehrt, wie Jolly gemeint hatte (434).

Macht erhebt, die es verleiht.” (KS 126) Der Hinduismus gar erinnere mehr an die altanatolische als an die vedische Religion.⁷²

Immerhin hat Thieme einem literarischen Genre, das sich erst im klassischen Zeitalter Indiens entwickelt hat, ein besonderes Interesse entgegengebracht – dem Drama. Sein meisterhafter Überblick über Ursprung und Entwicklung des indischen Theaters ist dasjenige Werk Thiemes, in dem sein feiner ästhetischer Geschmack am deutlichsten zutage tritt. Vielleicht noch faszinierender als seine scharfsinnige Untersuchung der unterschiedlichen Beiträge von Tanz, Mimus und Schattenspiel bei der Entstehung des indischen Theaters und der Differenzen von Theorie und Praxis des Theaters sind seine ästhetische Bewertung der wichtigsten Dramatiker sowie seine stets erhellenden Kontrastierungen mit dem westlichen Drama. So betont Thieme als wesentliche Eigenart des indischen Dramas das Fehlen von tragischen Konflikten – von einer Pflichtenkollision könne eigentlich nur in Bhavabhūti’s “Uttara-Rāmacarita” die Rede sein (IT 22, 106). Ja, auch aus dem Inneren des Helden breche der Konflikt meist nicht hervor; und deswegen sei etwa Kālidāsa auf übernatürliche Ereignisse angewiesen, die die Handlung erst in Gang brächten. “Ein Wesensgegensatz oder eine Schuldhaftigkeit waren als Motor der Handlung gar nicht möglich. ... So blieben als bewegende Kräfte, die der natürlichen Entwicklung ihren Lauf nicht ließen, nur übernatürliche ... Eingriffe. Sie machen die Sage zu einem ‘Märchenspiel’ und erlauben es, die konfliktschwangeren Begegnungen von Mann und Frau in reine Liebesgeschichten zu verwandeln” (92), wogegen die alten Sagen diese Konflikte viel realistischer dargestellt hätten (92). So sei “Abhijñānaśākuntala” keine naive, sondern eine sentimentalische Dichtung im Sinne Schillers, denn sie verkläre die nur gestellte Unschuld der Heldin (96), die so stark abweiche von den “ebenso großartigen wie fürchterlichen” Heldenweibern der griechischen Tragödie (98). Das größte indische Drama stammt nach Thieme nicht vom “Hofdichter” (89) Kālidāsa; es ist vielmehr das Śūdraka zugeschriebene “Mṛcchakaṭika”, “ein herzhaftes Stück Brot, das gleichsam zufällig unter die aufgeputzten, aber oft süßlich-faden Kuchen und Torten der märchenhaft-phantastischen Kunstdichtung in Sanskrit geraten ist” (86 f.). Es ist der soziale Realismus dieses Werkes, der Thieme zu seinem Urteil bewegt – und den er zu Recht absetzt von einer nur scheinbar sozialkritischen Szene wie der ersten des sechsten Aktes von “Abhijñānaśākuntala”; denn dort werde “über arme

72 The ‘Aryan’ Gods of the Mitanni Treaties (1960), KS 396-412, 412.

und ungebildete Menschen ... gelacht, aber nicht nachgedacht“, während im “*Mṛcchakaṭika*” sowie in dessen Vorgängerstück, Bhāsa’s “*Cārudatta*”, “die Vertreter des Volkes ... zwar nicht ohne humoristische Züge gezeichnet, aber doch als Menschen ernstgenommen” würden (96, Fn. 21). Thieme gibt sich darüber Rechenschaft, daß diese zwei vereinzelt realistischen Dramen nicht die einzigen gewesen sein können, sondern ältere voraussetzen – aber diese “hat man nicht einmal des Abschreibens für wert gehalten” (82). Auffallend ist, daß Thieme seine Option für den Realismus nicht wirklich begründet, sondern als selbstverständlich voraussetzt.⁷³ Aber eine Wendung wie “der Einbruch des Realismus in die Sphäre der höheren Dichtung” (81) verrät, denke ich, die ungenannt bleibende Quelle seiner ästhetischen Vorliebe. Denn welches Werk hat die langsame Entstehung des Realismus in der abendländischen Literatur eindrucksvoller geschildert als “*Mimesis*” (1946) von Erich Auerbach, dessen Kollege Thieme in Yale gewesen war und mit dem er auch persönlich verkehrte? Vielleicht kann man “Das indische Theater” als kleines indologisches Äquivalent zu “*Mimesis*” bezeichnen. Ich sage “kleines”, weil eben die indische Literatur nur einzelne, tastende Schritte in Richtung Realismus unternommen hat, der dagegen im Abendland zur bestimmenden Strömung wurde. Das kann nicht überraschen, wenn denn die Grundthese Auerbachs richtig ist, daß es letztlich das Christentum ist, das den Realismus in seiner ausgearbeiteten Gestalt hervorgebracht hat. Hier deuten sich umfassende komparatistische Perspektiven an, die vermutlich die Indologie des 21. Jahrhunderts immer stärker beschäftigen werden: Welche Züge sind Indien und dem Abendland in den unterschiedlichen Kultursphären gemeinsam, in welchen weichen sie voneinander ab, ja haben sie sich, trotz eines gemeinsamen Ursprungs, immer mehr voneinander weg entwickelt?

⁷³ Das ist auch deswegen überraschend, weil Thiemes eigener metaästhetischer Standpunkt nicht frei von kulturrelativistischen Anflügen ist (107).

Obzwar Thieme eine teleologisierende Interpretation der Entwicklung der indischen Kultur abgelehnt hat, gibt es eine Leistung der brahmanischen Kultur, die ihn stets mit Ehrfurcht erfüllt hat und an die seine eigene sprachwissenschaftliche Arbeit anknüpft. Das Werk Pāṇinis gilt ihm als eine intellektuelle Spitzenleistung der brahmanischen Zeit, die Europa erst um 1800 erreichte. Denn bei Pāṇini finde sich sowohl eine Beachtung der Regelmäßigkeit der Lautensprechungen als auch eine funktionelle Analyse der Nominal- und Verbalformen in ihre Elemente. So sehr fast alle Analysen vom synchronen Standpunkt aus korrekt seien, so wenig freilich habe Pāṇini ein historisches Bewußtsein (KS II 1017 f.). Es ist die brillante Verbindung dreier Faktoren, nämlich erstens einer an Pāṇini und der diachronen Sprachwissenschaft des 19. und 20. Jahrhunderts geschulten Präzision bei der Analyse sprachlicher Phänomene, zweitens einer durch den Historismus geweckten Sensibilität für die Andersartigkeit anderer Kulturen bzw. früherer Stufen der eigenen sowie drittens eines vom Vertrauen in die Verstehbarkeit der Produkte des menschlichen Geistes ausgehenden rigorosen Methodenbewußtseins, die Thiemes Werk, bei allen inzwischen erfolgten Fortschritten im Detail, bleibende Anziehungskraft, ja klassischen Rang sichert.

Bibliographie

Erich Auerbach (1946): *Mimesis*, Bern 1946

Abel Bergaigne (1884): *Études sur le lexique du Ṛig-Veda*, I, Paris 1884

Donald Davidson (1984): *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford 1984

Ilya Gershevitch (1959): *The Avestan Hymn to Mithra*, Cambridge 1959

Wilhelm Gesenius (1928): *Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das Alte Testament*, Leipzig ³1928

Paul Hacker (1965): *Zur Methode der philologischen Begriffsforschung*, in: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 115 (1965), 294-308

Vittorio Hösle (2018): *Kritik der verstehenden Vernunft. Eine Grundlegung der Geisteswissenschaften*, München 2018

- (2020): Wie kann Sprache malen? Formen der Sprachmalerei in der Dichtung, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 50, 673-699 (2020)
- A.E. Housman (1922): The Application of Thought to Textual Criticism, in: Classical Association (Great Britain). Proceedings. Vol. XVIII (Aug. 1921), London 1922, 67-84
- Franz von Kutschera (1993): Sprachphilosophie, München ²1993
- Herman Lommel (1912): Studien über indogermanische Femininbildungen, Göttingen 1912
- Heinrich Lüders (1942): Von indischen Tieren, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 96 (1942), 23-81
- (1951 und 1959): Varuṇa, Göttingen, 2 Bde., 1951 und 195
- Antoine Meillet (1907): Le dieu indo-iranien Mitra, in: Journal asiatique 10 (1907), 143-159
- (1923): Les origines indo-européennes des mètres grecs, Paris 1923
- Ferdinand de Saussure (1931): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin/Leipzig 1931 (frz. ¹1916)
- August Schleicher (1863): Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft – offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Häckel, Weimar 1863
- Friedrich Schlegel (1838): Hermeneutik und Kritik, Berlin 1838
- Wilhelm Schulze (1934): Kleine Schriften, Göttingen 1934
- Paul Thieme (1938): Der Fremdling im Rigveda. Eine Studie über die Bedeutung der Worte *ari*, *arya*, *aryaman* und *ārya*, Leipzig 1938 = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes XXIII 2 (zitiert als: FR)
- (1949): Untersuchungen zur Wortkunde und Auslegung des Rigveda, Halle 1949 = Hallische Monographien Nr. 7 (zitiert als: UWAR)
- (1952): Studien zur indogermanischen Wortkunde und Religionsgeschichte, Berlin 1952 = Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 98, Heft 5 (zitiert als: SIWR)
- (1958): Mitra and Aryaman, Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences XLI (1958), New Haven, Connecticut, 1-96 (zitiert als: MA)
- (1964): Gedichte aus dem Rig-Veda, Stuttgart 1964
- (1966a): Upanischaden. Ausgewählte Stücke, Stuttgart 1966